Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 25 (1963)

Artikel: Über Verstehen und Missverstehen bei Gotthelf
Autor: Marti, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-244338

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ÜBER VERSTEHEN UND MISSVERSTEHEN BEI GOTTHELF

Mit Gotthelf wird man nie fertig, und so kann nach zehn Jahren ein Autor über sich selber recht unwillig werden, wenn er wieder liest, was er über den Dichter schrieb. Zwar stehe ich im Entscheidenden noch heute zu den Beobachtungen und Schlußfolgerungen, die ich 1953 in der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» über «Verstehen und Mißverstehen bei Gotthelf» veröffentlichte. Es handelt sich dabei um zwei Kategorien, die zunächst für den Pädagogen und Sozialpolitiker, aber mehr und mehr auch für den Psychologen und Dichter grundlegend wichtig sind. Da wo Gotthelf seine einzigartige Höhe erreicht, beruhen menschliche Konflikte vorwiegend auf Mißverstehen beider Parteien, die, wie im Verhältnis zwischen Christen und Elsi, der seltsamen Magd, tragisch endigen können.

Aber in meinen Ausführungen unterließ ich es, auf eine Variante dieses wichtigen Gotthelfschen Themas hinzuweisen, die den 1. Teil des «Anne Bäbi» durchzieht und sozusagen das begleitende Satyrspiel im großen Drama ist.

Das ist das Mißverständnis im Verhältnis zwischen Jakobli und Mädi. Wenn Gotthelf mit Recht als ein eigentlicher Frauenlob gepriesen wird, so ist er es in diesem Falle ganz und gar nicht; er läßt hier seinem beinahe dämonischen Übermut die Zügel frei bis zur Unritterlichkeit.

Mädi hat auf seinem Botengang zum Quacksalber Xaveri von einer gesprächigen Wirtin vernommen, daß für einen kränklichen Burschen wie Jakobli das Weiben gut wäre. Aber die Wirtin versteht Mädi nicht für das Mädchen zu interessieren, das sie dem vermöglichen Bauernsohn vermitteln möchte. Vielmehr setzt sich bei Mädi der Gedanke fest, es wäre für Jakobli die richtige Frau, und dieser Wunsch bestimmt künftig sein Verhalten zu allen im Jowägerhause, zu Jakobli, Anne Bäbi, Hansli und Sami. Sein Wunsch wird so übermächtig, daß es alles, was der scheue Jakobli in seiner heimlichen Liebe zu Meieli in Raxigen und in seiner Angst vor Mutters Heiratsplänen mit der Tochter vom Zyberlihoger sagt, als zaghaftes Geständnis seiner heimlichen Liebe zu ihm mißversteht. Darum erträgt Mädi auch Anne Bäbis Herrschsucht und Eigenwillen in der frohen Zuversicht, eines Tages als Schwiegertochter alle Demütigungen zurückzuzahlen. Es hofft, der gutartige Hansli werde sich in das sich anbahnende Verhältnis schicken und Jakobli und ihm nicht vor ihrem Glück stehen. Aber auch Sami gedenkt es seinen bösen Spott bald einmal nach Herzenslust zu vergelten.

So bildet Mädis Mißverständnis, je mehr es sich verhärtet, ein Gegenmotiv zur scheuen Liebe Jakoblis zu Meieli und zu Meielis zartem und heimlichem Entgegenkommen gegenüber Jakobli, wobei diese beiden ja auch über einan-

der in leidvollem Irrtum befangen sind. Denn sie deuten ihre Zaghaftigkeit und Zurückhaltung gegenseitig als Nichtachten und Stolz.

Doch nun erwächst Mädi aus seinem Irrtum der Mut, Lisi vom Zyberlihoger bei seinem Besuch in Gutmütigen handfest abzufertigen. Erst nach solchem Triumph seiner kämpferischen Liebe werden Mädi «die Augen aufgesprengt», und zwar ausgerechnet durch Hansli, dessen Mädi so sicher war, wie der Liebe Jakoblis. Aber die Erkenntnis kann nicht tragisch enden, obschon jetzt Gotthelf endlich für Mädi rührend verstehende Worte findet. Mädi faßt sich in seinem Sturz aus den langdauernden Illusionen wie ein gewiegter Diplomat.

Am Anfang des 16. Kapitels, wenn die grausame Komödie in voller Entwicklung der Höhe zustrebt, lesen wir:

«Das Verstehen wäre eigentlich die Hauptsache; aber das Verstehen verstehen noch ganz andere Leute nicht, als so ein Mädi. Wie nun Mädi und Jakobli eins waren, weil sie sich nicht verstunden, so geschieht doch das Umgekehrte viel häufiger, daß man sich nicht versteht, eigentlich einig ist, und doch sich zankt. Was das andere will, meint, hofft, das meint man zu verstehen und versteht es nicht.»

Diesem Nachtrag darf noch eine kurze Beobachtung beigefügt werden. Im erwähnten Aufsatz wurde die Vermutung ausgesprochen, daß Gotthelf zur sichern Klarheit über die Bedeutung des Verstehens durch den Königsberger Burdach gekommen sei. Dabei wurde auch auf die Tatsache hingewiesen, daß der Dichter durch den Pfarrer von Gutmütigen an den andern größern Königsberger erinnert, und zwar mit Namensnennung. Doch dazu gehört nun auch die schöne Überlegung über Jakobli bei seiner rührenden Brautwerbung im einsamen Einschlag bei Raxigen:

«Jakobli hatte sein Glück gehört, aber noch nicht ganz empfunden; denn man muß nicht vergessen, daß bei langsamen Naturen nicht bloß das Begreifen schwer geht, sondern auch das Empfinden ... Lange muß man das Ding ansehen, ehe man es recht faßt, was das *Ding an sich* ist und was es für einen insbesondere ist.»

Das «Ding an sich» ist von unverkennbarer Herkunft. Doch nicht im Entferntesten denkt man daran, hier das Schillersche Xenion von den «zwanzig Begriffen» anzuwenden, auch wenn «sauber mein J. K. darauf» steht. Wir freuen uns im Gegenteil über die Eigenmächtigkeit Gotthelfs, der dem «entwendeten Begriff» überlegen und in herrlicher Freiheit den bei ihm möglichen Sinn gibt.

P. Marti